

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

Über die Autorin:

Nora Fraisse ist 44 Jahre alt. Ihre Tochter Marion hat sich im Jahr 2013 mit nur 13 Jahren umgebracht, weil sie in der Schule gemobbt wurde. Nach dieser Tragödie entschloss sich Nora Fraisse, für die Opfer von Mobbing an Schulen zu kämpfen. Neben der Veröffentlichung ihres Buchs hat sie den Verein »Marion La Main Tendue« gegründet. Sie hat zwei andere Kinder, eine Tochter studiert seit 2015 an der Universität.

NORA FRAISSE
mit Unterstützung von Jacqueline Remy

MARION, für immer 13

Der Tag, an dem meine Tochter
nicht mehr leben wollte

Aus dem Französischen von
Monika Buchgeister

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 61011



Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Calmann-Lévy

Titel der französischen Originalausgabe: »Marion. 13 ans pour toujours«

Originalverlag: Calmann-Lévy

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Titelillustration: Foto: collection personnelle de l'auteur

Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck - Germany

ISBN 978-3-404-61011-2

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Inhalt

An Marion	7
1 Mittwoch, 13. Februar 2013	9
2 Fragen über Fragen	15
3 Dein Brief an die Täter	27
4 Das Schweigen der Schule	39
5 Wir waren allein	51
6 Ein Strauß roter Rosen	65
7 Klasse 8c	77
8 Drei unheilvolle Tage	91
9 Architektenträume	101
10 Widersprüchliche Gefühle	115
11 Mea culpa	129
12 Die »Verleumderin«	145
13 Man muss darüber sprechen	157
14 Handeln, schnell handeln	179
Für Clarisse und Baptiste	197
Epilog	199
Danksagung	203

An Marion

Marion, meine Tochter, am 13. Februar 2013 hast du dir im Alter von dreizehn Jahren das Leben genommen. Mit einem Schal hast du dich in deinem Zimmer erhängt.

Auf deinem Hochbett haben wir dein Handy gefunden, das du ebenfalls mit einem Kabel stranguliert hattest – eine symbolische Geste, mit der du vermutlich all jenen in der Schule das Wort abschneiden wolltest, die dich mit Beleidigungen und Drohungen gequält haben.

Ich schreibe dieses Buch, um deiner zu gedenken, um dir zu sagen, wie sehr mich eine Zukunft schmerzt, die du nicht mit mir, mit uns teilen wirst.

Ich schreibe dieses Buch, damit ein jeder seine Lehre aus deinem Tod ziehen kann. Damit Eltern ihre Kinder davor bewahren, Opfer zu werden, wie du eines geworden bist, oder aber Peiniger zu werden, wie diejenigen, die dir den Boden unter den Füßen weggezogen haben. Damit die Schulverwaltungen größere Sorgfalt darauf verwenden, achtsam zu sein und Anteil zu nehmen, wenn Kinder leiden.

Ich schreibe dieses Buch, damit das Phänomen des Mobbing in der Schule ernst genommen wird.

Ich schreibe dieses Buch, damit nie wieder ein Kind auf den Gedanken kommt, sein Leben unwiederbringlich fortzuwerfen, wie du es getan hast.

I

Mittwoch, 13. Februar 2013

»Lebenslänglich.«

Du lagst oben auf deinem Hochbett. Ich legte meine Hand auf deine Stirn, und es schien mir, als sei das Fieber gesunken. »Sieht so aus, als würde es besser werden«, seufzte ich erleichtert. Aber nein, es wurde überhaupt nicht besser.

Am Tag zuvor warst du früher als sonst von der Schule nach Hause gegangen. Deine Großmutter hatte dich gegen 13.15 Uhr dort abgeholt. Du hattest dich schwach gefühlt, es sah ganz nach einer Grippe aus. Du klagtest über Halsschmerzen und ich riet dir, dich in unserem Zimmer, im Zimmer deiner Eltern, richtig auszuruhen und zwei Schmerztabletten zu nehmen. Am Abend waren deine Wangen heiß, und ich gab dir eine weitere Tablette. Nichts Außergewöhnliches, wenn man sich krank fühlt.

Am nächsten Morgen bist du nicht rechtzeitig aufgestanden, um in die Schule zu gehen. Ich rief dort an, um mitzuteilen, dass es dir nicht gutgehe. Gegen elf Uhr kamst du zum Frühstück herunter, als sei nichts gewesen. Du warst nicht gerade gesprächig an diesem Tag, wie so oft kurz nach dem Aufstehen. Niemals werde ich deinen Blick vergessen und das knappe schwarze Top, das du an jenem Tag getragen hast, und

dein Gesicht, das nichts von all dem verriet, was in dir vorging. Eltern sind arglos, wenn sie ihre Kinder lieben. Sie können sich nicht vorstellen, was es alles gibt.

Mittwochs arbeite ich nicht. Ich kümmere mich um euch drei. Du kommst allerdings mit deinen dreizehn Jahren schon gut allein zurecht. Jedenfalls glaubtest du das. Und ich genauso. Aber deine Schwester Clarisse ist erst neun Jahre alt, und dein Bruder Baptiste gerade einmal achtzehn Monate. Der Müll musste wieder einmal zur Sortierstelle gebracht werden. Außerdem wollte ich einige Kleidungsstücke, die euch zu klein waren, bei Zahia vorbeibringen. Wenn man, wie sie, vier Kinder hat, kann man so etwas immer gut gebrauchen. Ich sagte dir rasch Bescheid, dass ich mich auf den Weg machen würde, um alles zu erledigen, aber auch, dass ich bald wieder zurück sein würde.

Du hattest dich im abgedunkelten Zimmer wieder auf dein Bett gelegt. Ich zog seufzend das Rollo hoch und empfahl dir, Licht ins Zimmer zu lassen. Du wirktest müde, hattest kleine Augen. Ich brachte dir noch das Festnetztelefon ans Bett und bat dich, mich anzurufen, falls es dir nicht gutgehe. Die Haustür schloss ich hinter mir zu. Idiotischerweise ängstigte mich der Gedanke an einen möglichen Einbrecher. Mütter haben oft die seltsame Angewohnheit, sich das Schlimmste auszumalen, als könnten sie damit die Wirklichkeit in den Griff bekommen. Sie haben Angst vor einem Unfall im Straßenverkehr, vor einer schlimmen Krankheit, vor einem Einbrecher, dem sie unvermutet Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Nur, das ist nicht das Schlimmste. Aber wie soll man als Mutter etwas so Unfassbares erahnen, jenen der Absurdität der Welt entsprungenen Schmerz, der dich dazu trieb, sie zu verlassen?

An jenem Tag, Mittwoch, den 13. Februar 2013, geschah dieses Unfassbare. Ich fuhr wie geplant zur Mülltrennungsstelle und dann zu Zahia, die nur zehn Minuten von uns entfernt wohnt. Da sie gerade mit ihren Kindern zu Mittag aß, deckte sie zwei weitere Teller für deinen Bruder und deine Schwester. Wir beide hielten derweil ein Schwätzchen. Ich lamentierte ein wenig über den schädlichen Einfluss von Facebook und die Allgegenwart des Handys. Allein im Monat Januar wies dein Konto 3000 SMS auf! Meine Verblüffung darüber hatte sich noch nicht gelegt.

Mit einem Mal sah ich dich vor mir, zu Hause, allein in deinem Bett, und ich dachte an all die schrecklichen Nachrichten, die wir neun Tage zuvor auf deinem Handy fanden, als wir darauf bestanden hatten, dass du uns deine PIN nennst, während du aufgewühlt dein Handy umklammert hieltest. Mit einem Mal drängte es mich, mit dir zu sprechen; ich musste wissen, ob es dir gutging. Vielleicht warst du ja von deinem Hochbett gefallen? Oder in der Dusche ausgerutscht? Ich rief dich auf dem Handy an, dann auf unserem Festnetzapparat, erreichte dich aber nicht.

Panik erfüllte mich. Es war noch nicht einmal 13 Uhr, als ich mit den beiden Kleinen wieder ins Auto sprang. Eine böse Vorahnung ergriff mich. Während der Fahrt versuchte ich immer wieder, dich anzurufen. Vor dem Haus ließ ich die Kinder bei laufendem Motor im Wagen und rannte zur Tür, die noch genauso abgeschlossen war, wie ich sie hinterlassen hatte. Das beruhigte mich zunächst. Drinnen rief ich nach dir. Aber es blieb still. Mit Riesensätzen stürmte ich die Treppe nach oben. Im Badezimmer warst du nicht. Die Tür deines Zimmers war geschlossen und ließ sich nicht ohne Weiteres öffnen. Ich

glaubte, du hättest dich hinter sie gekauert, um mich am Eindringen in dein Reich zu hindern. Jetzt drückte ich stärker und stellte fest, dass dein Schreibtischstuhl gegen die Tür geschoben war. Diese Sekunden dauerten eine Ewigkeit für mich. Ich schob mit aller Kraft, um ins Zimmer zu gelangen ... Und dann habe ich dich gesehen.

Schreiend umfasste ich dich und versuchte dich anzuheben, um deinen Hals zu entlasten. Es ging nicht, es ging einfach nicht. Ich konnte dich nicht losmachen. Im Badezimmer fand ich eine Schere, durchtrennte den Schal, der dir die Luftröhre abschnitt, und du fielst zu Boden. Ich ohrfeigte dich, um dich aufzuwecken, du schienst bei Bewusstsein zu sein. Mund-zu-Mund-Beatmung, dann eilig der Notruf: Die Sanitäter sagten, dass sie in Richtung Massy unterwegs seien. Aber nein, sie mussten doch nach Vaugrigneuse. Ich schrie, weinte, schnappte nach Luft. Wie mir am Telefon gesagt worden war, führte ich eine Herzmassage durch. Du hast dich erbrochen. Ich sollte dich ein paar Augenblicke in Seitenlage bringen, um dich dann erneut zu massieren. Ich massierte weiter und weiter. Wach doch auf, Marion, wach auf, ich flehe dich an!

Dein Bruder und deine Schwester saßen unterdessen allein draußen im Auto, dessen Motor noch lief. Die Rettungskräfte fanden anscheinend den Weg nicht. Ich massierte und massierte. In aller Eile rief ich deinen Vater an, der bei der Arbeit war. Ich sagte ihm, dass etwas Schlimmes vorgefallen sei, dass er sofort kommen müsse.

Endlich tauchte ein Sanitäter auf. Er forderte mich auf, das Zimmer zu verlassen und unseren Hund Vanille fortzubringen. Ich rief meine Familie und Freunde an. Zahia, die sich

bereits Sorgen gemacht hatte, war bereits gekommen, um zu sehen, was los sei. Sie kümmerte sich um Baptiste, meine Freundin Myriam nahm Clarisse mit zu sich. »Marion geht es sehr schlecht«, erklärte ich deiner kleinen Schwester. Inzwischen waren die Polizeibeamten und sogar der Bürgermeister eingetroffen.

Ich machte mir solche Vorwürfe, dass ich beinahe außer mir war. Niemals hätte ich dich allein lassen dürfen. Niemals hätte ich noch bei Zahia vorbeischaun sollen. Niemals hätte ich zulassen dürfen, dass sie noch für Clarisse und Baptiste den Tisch deckt. Niemals hätte ich mich noch mit ihr unterhalten dürfen. Ich hätte dich in meine Arme nehmen und dich wiegen sollen, bis deine düsteren Gedanken verflogen wären.

Meine Schuldgefühle übermannten mich. Warum war ich losgefahren? Warum habe ich dich allein gelassen? Warum habe ich nichts gesehen? Warum hast du mir nichts gesagt? Warum du, warum ich, warum wir?

Dein Vater kam. Um 14.30 Uhr teilte man uns mit, dass dein Tod festgestellt worden sei. »Gibt es einen Abschiedsbrief?« Nein, nichts, antworteten die Polizeibeamten. Wir waren sprachlos, betäubt, als wäre unsere Verbindung zur Realität mit einem Mal durchtrennt. Es musste einfach ein Albtraum sein, wie in diesen schlechten Filmen, von denen man sich mitreißen lässt. Es kamen Freunde, die uns beistanden, die für uns kochten, die Wäsche wuschen und uns bei unseren ungelassenen Bewegungen halfen in dieser Schockstarre – jenem erbärmlichen Puffer zwischen unserem Leben davor und jenem Leben, das mit diesem Tag begann. Ein ersticktes Leben. Ein Leben mit dem immerwährenden Kummer. Ein Leben ohne dich.

Ein Leben zu viert. Ein neu aufzubauendes Leben. Ein Leben, das wir angemessen und schön für Clarisse und Baptiste zu gestalten versuchen werden. Ja, gewiss. Aber ein Leben ohne dich, Marion. Ein Leben ohne dich. Und das lebenslänglich.

2

Fragen über Fragen

**»Du bist mein eigen Fleisch und Blut,
und ich habe doch nichts tun können.«**

Das Rätsel deines Todes hat uns sprachlos zurückgelassen. Nie hattest du darüber geklagt, unglücklich, niedergeschlagen, am Boden zerstört zu sein. Niemals hattest du in irgendeiner Form den verrückten Gedanken verlauten lassen, allem ein Ende zu setzen. Wolltest du denn wirklich deinem Leben ein Ende setzen?

Du wolltest nur für einen Augenblick, für eine Weile von deinem Leben Abstand nehmen – das zumindest glaubten wir an diesem Nachmittag. Du wolltest alles anhalten und hast gehofft, dass ich rechtzeitig käme, um dich zu befreien. Du hast den Schal verknotet und doch gehofft, dass er reißen würde. Es war ein Unfall. Ein Augenblick der Verwirrung. Du hast nicht beschlossen, so von uns zu gehen, ohne die Möglichkeit umzukehren, ohne ein Abschiedswort.

Es ging dir gut, Marion, erinnere dich doch, es ging dir gut. Du warst so liebenswürdig, so einfühlsam, eine so gute Schülerin, so »leicht« zu erziehen. Noch zehn Tage zuvor hatten wir uns beglückwünscht, dein Vater und ich, eine Tochter wie dich zu haben!

Es war der 13. Februar, der Tag vor dem Valentinstag. Hier musste ein Zusammenhang bestehen, das war doch offensichtlich, und das zerriss uns das Herz: Liebeskummer war der Grund für deinen Tod, das war der Grund, Marion, das war doch der Grund, oder? Romain hat dich verlassen, und du dachtest, dass es dann besser sei zu sterben ... Mit dreizehn Jahren mag es durchaus sein, dass man in den Augen eines Jungen ewige Liebe zu finden glaubt.

Aber doch nicht du, Marion, nicht du. So dumm warst du nicht. Keine Frage, Romain hat sich mies benommen. Er muss dich mit üblen Schmähungen bedacht haben. Sonst hättest du nicht allem ein Ende setzen wollen. Wäre er zartfühlender vorgegangen, so wärest du darüber hinweggekommen. Klar, du warst über alle Maßen in ihn verliebt, das stimmt schon. Und dafür haben wir ihn an jenem Tag gehasst.

Noch am Montag, dem 11. Februar hast du mir von ihm erzählt. Du wolltest, dass er vor seinen Kumpels deutlicher zu seinen Gefühlen stand, er war dir zu wenig zärtlich. Ich hatte versucht, dich zu beruhigen. »Er liebt dich, Mayon, mein Schatz. Aber so sind die Jungs nun mal, ganz schöne Großmäuler, wenn sie mit ihrer Clique unterwegs sind.« Wie in dem Lied *Ich bin ein Mann* von Zazie, das mir nun in den Sinn kommt und das wir gemeinsam trällerten. Wir mussten alle beide lachen. »Mach dir nichts draus. Es wird sich alles finden. Sag ihm, was du empfindest. Aber Vorsicht, wenn du mit deinen Freundinnen zusammen bist, macht ihr ja schließlich auch eure Mädchenwitze, und du denkst auch nicht immer an ihn. Bei seinen Kumpels plustert er sich eben schon mal auf. Aber wenn ihr nur zu zweit seid, verhaltet ihr euch anders. So ist das nun einmal. So war es immer schon, und so wird es

auch weiterhin sein.« Das glaubte ich zumindest am 11. Februar.

Mit Tränen in den Augen hast du dich in meine Arme geworfen, meine liebe, große Tochter. »Danke, Mama, das tut so gut!« Und hast sogar noch hinzugefügt: »Es tut gut zu weinen.« Ich hatte an jenem Abend keine Ahnung, wie abgrundtief dein Leid war.

Diese Unterhaltung kam mir in den Stunden nach deinem Tod mit aller Macht wieder in den Sinn und machte mir das Herz unendlich schwer. Es war der Tag vor dem 14. Februar, vor dem Fest der Verliebten, an dem du dir unbedingt gewünscht hast, dass deine Mädchenträume wahr werden. Die Vorstellung, nicht länger die Prinzessin in den Augen eines gleichaltrigen Mitschülers zu sein, war dir so unerträglich, dass du diesen Tag nicht mehr erleben wolltest. Wie grauenhaft absurd!

Immer wieder haben wir die Polizeibeamten gefragt, ob du einen Brief hinterlassen habest. Sie beteuerten, dass wir die Ersten seien, die davon erführen, wenn sich etwas fände. Sie haben elektronische Geräte aus deinem Zimmer und dein Handy mitgenommen. Uns wurde psychologische Hilfe angeboten. Hilfe wofür?

Es ging doch darum zu verstehen. Darin bestand unsere Not. Es ging darum, Worte der Wahrheit zu finden; es ging darum, herauszufinden, welches Leid dich mit dreizehn Jahren von uns fortgerissen hat, dich, meine liebe Tochter. Am Abend haben wir wie von Sinnen dein aufgeräumtes Zimmer durchwühlt – wie Einbrecher, die nach Beute lechzen, suchten wir in fiebriger Ungeduld nach Indizien.

In deiner alten Handtasche fanden wir einen Schlüssel und

das Schloss, mit dem du eigentlich dein Fach in der Schule verschließen solltest. Es sah ganz so aus, als hättest du es nicht mehr benutzt, seit ich dir im Dezember eine neue Tasche geschenkt hatte. In dieser neuen Tasche befanden sich, wohlgeordnet wie immer bei dir, deine Schulutensilien: dein Federmännchen, deine Hefte – alles war an seinem Platz. Dann fielen uns deine Mitteilungshefte in die Hände. Nicht nur eines, sondern zwei.

Dein Vater und ich sahen uns erstaunt an. Wie konntest du zwei dieser Mitteilungshefte haben? Hastig schlugen wir das erste auf. Es war dasjenige, das wir kannten, das du uns immer vorgelegt hast, wenn etwas von uns unterzeichnet werden musste, seit du das vorige verloren hattest. Es war dasjenige einer Musterschülerin, oder zumindest einer Schülerin ohne Probleme.

Dann griffen wir mit Bangen nach dem anderen Mitteilungsheft, als könnten wir uns daran verbrennen. Es war dasjenige, von dem du behauptet hattest, du habest es im Januar verloren. Du hast uns also angelogen.

Atemlos überflogen wir die Beurteilungen der Lehrer, die du vor uns hattest verbergen wollen. Seit Dezember hatten sie auf Veränderungen in deinem Verhalten hingewiesen, auf Störungen im Unterricht und wiederholtes unentschuldigtes Zuspätkommen, auch nach den Fünf-Minuten-Pausen. An der Stelle, an der die Eltern ihre Kenntnisnahme bestätigen sollten, hattest du die Unterschrift deines Vaters gefälscht. Normalerweise unterzeichne ich solche Mitteilungen.

Ich habe mich an den Tag erinnert, an dem du mir gestanden hast, du habest dein Mitteilungsheft verloren. Es war im November, vielleicht sogar Anfang Dezember 2012. Wir ha-

ben überall gesucht. Ich weiß noch, wie ich mehrmals wiederholte: »Wir finden es schon noch, das gibt es doch gar nicht.« Du hast dich besorgt gezeigt: »Ich werde mir eine Rüge einfangen, wenn ich mein Mitteilungsheft nicht habe.«

»Was kostet ein solches Heft?

»Ungefähr zwei Euro.«

»Wenn es tatsächlich weg ist, kaufst du von deinem Geld ein neues.«

Ich musste eine Erklärung unterzeichnen, dass es unauffindbar ist.

»Wäre schön, wenn du mir bald ein neues vorlegst.«

Ein wenig Unmut legte ich an den Tag, aber Misstrauen regte sich nicht bei mir. Es kommt schließlich auch bei mir vor, dass ich etwas nicht wiederfinde.

In diesem neuen Heft, dem falschen also, haben wir noch zwei Tage vor deinem Tod, am 11. Februar, eine Mitteilung des Klassenlehrers unterzeichnet, die er allen Eltern zukommen ließ und die folgenden Wortlaut hatte: »Die Kinder treiben sich während der Unterrichtsstunden auf den Fluren herum.« Ich fragte dich, ob auch du dich auf den Fluren herumgetrieben habest. Du hast gestöhnt: »Nein, ich treibe mich nicht herum.« Du hast unsere Kenntnisnahme vermutlich in das andere Heft geschoben, das du vor uns versteckt hast und das dein Vater und ich jetzt mit bangem Herzen durchsahen. Dort hast du mit deiner noch kindlichen Schrift vermerkt: »Marion wird dafür eine Strafarbeit erhalten.«

Dort finden sich mehrere Anmerkungen und Hinweise der Lehrer, die zumeist recht direkte und harsche Kritik an deinem Verhalten üben. Es beginnt am 17. Januar 2013, einen Monat vor deinem Tod: »Das Handy von Marion klingelt im Unter-

richt.« Am 22. Januar: »Marion ist in diesem Monat dreimal zu spät zum Unterricht erschienen. Sie wird als Zusatzaufgabe einen Aufsatz über die Einhaltung von Regeln schreiben, den sie am Freitag, den 25. Januar im Lehrerzimmer abgibt.« Am 1. Februar, zwölf Tage vor deinem Tod, ist vermerkt: »Marions Verhalten lässt immer mehr zu wünschen übrig: Sie redet häufig im Unterricht und äußert dabei sogar des Öfteren Schimpfworte. Vielen Dank für Ihr elterliches Einwirken auf ein angemessenes Verhalten im Unterricht.«

Verspätungen, Unterrichtsstörungen, nicht gemachte Hausarbeiten ... Wie konntest du in ein paar Wochen so viele tadelnde Mitteilungen anhäufen, ohne dass wir darüber informiert wurden? Man hätte uns per Telefon, SMS oder E-Mail benachrichtigen können, man hätte uns darauf hinweisen müssen. Und du, unser liebes, mustergültiges Kind, warum diese Spielchen, diese Heimlichtuerei? Hast du uns für Trottel gehalten, für Idioten, die nichts verstehen, oder gar für Feinde? Hattest du Angst, dass wir uns aufregen, dass wir schimpfen und dich bestrafen würden, oder am Ende vielleicht gar, dass wir dich nicht mehr lieben würden? Wovor hattest du Angst, dass du dich hinter der Schwindelei mit dem Mitteilungsheft verschanzen musstest?

Mich packte tatsächlich so etwas wie Wut. Ich haderte mit dir und deinem Verhalten. Wie konntest du uns das antun – uns Lügengeschichten auftischen, lieber sterben als der Wahrheit ins Gesicht sehen? Denn darum ging es, Marion, du bist gestorben, um uns nicht enthüllen zu müssen, was gerade mit dir los war. Glaubst du denn, dass wir uns in unserer Kindheit und Jugend immer vorbildlich betragen haben? Glaubst du denn, wir hätten dir nicht verziehen? Wir sind nicht sonder-

lich streng, du weißt genau, dass ich dir letztlich alles nachsah. Du hast mir doch sonst immer alles bis ins kleinste Detail erzählt. Warum also?

Solche Fragen jagten mir in wilder Fahrt durch den Kopf, während dein Vater und ich nichts tun konnten und uns ohnmächtig eingestehen mussten, dass du ein Doppelleben geführt hast. Oder genauer, dass es eine vierte Dimension gab, die uns entgangen war, die du uns verborgen hattest.

Dabei hatte dein Schuljahr doch gut begonnen. Du warst in der achten Klasse mit Schwerpunkt Spanisch. Dein Zeugnis nach dem ersten Trimester war hervorragend. Als du es im Dezember bekommen hast und ich erfuhr, dass du in Spanisch 20 von 20 möglichen Punkten bekamst, obwohl du gerade erst mit diesem Fach begonnen hattest, traten mir vor Freude Tränen in die Augen. Nach der Veranstaltung fragtest du mich per Telefon noch einmal: »Na, Mama, bist du stolz auf mich?« Ja, ich war stolz auf dich.

Dein Klassenlehrer hielt Lobreden auf dich, du warst eine gute, gewissenhafte Schülerin, die gut im Unterricht mitarbeitete: »Sie ist großartig, eine der besten Schülerinnen. Sie gestaltet den Unterricht mit – gäbe es doch noch mehr Schüler wie sie ...« Deine Klassenkameraden nannten dich manchmal »Überflieger« – ein Schimpfwort in den wenig lernfreudigen Klassen. Dann hast du dich verliebt. Was ist in den letzten beiden Monaten geschehen? Ja, es stimmt, du wirktest manchmal traurig. Wie eine Jugendliche, die sich über ihre eigenen Gefühle und auch die der anderen nicht im Klaren ist, nichts Außergewöhnliches, nichts Schlimmes also.

Und nun haben wir diese erste Nacht ohne dich verbracht, gequält von einem unerträglichen Schmerz, von der bohren-

den Frage: Warum hat sie sich nicht in unsere Arme geflüchtet, wenn sie so sehr gelitten hat?

Benommen vor Kummer versuchte ich dumpf, deine Gründe aufzulisten. Du fühltest dich zu sehr schuldig, glaubtest, unserem kritischen Blick nicht standhalten zu können. Du hattest Angst davor, uns zu enttäuschen. Oder wir waren so schlechte Eltern, dass wir nicht verständnisvoll oder vertrauenswürdig genug waren, um dir zuzuhören. Du kannst dir ja denken, dass sich bei all diesen Möglichkeiten immer der gleiche Schluss aufdrängt. Und wenn wir tatsächlich so schreckliche Eltern waren, die Schuldgefühle bei ihren Kindern wecken, die vom Ehrgeiz zerfressen sind, was ihre Sprösslinge angeht, die sich nicht für die Persönlichkeit ihrer Kinder interessieren, sondern nur für ein Bild ihrer Kinder, wie sie selbst es sich ausmalen?

Noch am selben Abend erhielten wir einen Anruf von der Polizei, die uns nach der PIN deines Handys fragte, um es einschalten und die Daten analysieren zu können. Noch einmal beteuerten sie, dass wir die Ersten seien, die man informiere, falls sich so etwas wie eine Erklärung für dein Handeln fände.

Am Nachmittag des darauffolgenden Tages begaben wir uns zu Myriam, um deiner Schwester die furchtbare Nachricht mitzuteilen. Wir gingen durch die Räume, fanden sie schließlich im Spielzimmer. Ich brachte kein Wort heraus. Dein Papa beugte sich mit einer innigen Geste zu Clarisse hinunter und flüsterte: »Wir müssen dir etwas sagen. Marion ging es sehr schlecht, und jetzt ist sie gestorben.« Deine Schwester begann zu schreien, fassungsloses Entsetzen stand ihr ins Gesicht geschrieben. Monatelang wich dieser Schrecken nicht aus ihren Augen.

Dein Vater drückte sie an sich. Sie weinten alle beide. Dann hauchte dein Vater: »Du bist aber noch da, du bist unsere kleine Tochter.« Von einem Augenblick auf den anderen war sie von der kleinen Schwester zur großen Schwester geworden. Sie wollte noch zum Spielen bei Myriam bleiben. So gingen wir zunächst zu Zahia, um Baptiste einzusammeln, und kehrten anschließend zu Myriam zurück, um Clarisse mitzunehmen. Es war uns wichtig, uns in unserem Schmerz zu viert körperlich nah zu sein.

Am nächsten Morgen wollte Clarisse wie gewöhnlich in die Schule gehen. Aber bevor wir uns auf den Weg zur Schule machten, kam Myriam bei uns vorbei, um uns zu warnen: »Lasst sie nicht gehen.«

Sie hatte die aktuelle Ausgabe der Zeitung *Le Parisien* in der Hand. Auf der Titelseite wurde von Marion berichtet. Ja, von dir, von unserer Tochter. Es wurde behauptet, du seiest das Opfer von Mobbing in der Schule, so wie auch ein weiteres Kind an einem ganz anderen Ort. »Zwei Jugendliche im Alter von dreizehn Jahren setzten ihrem Leben ein Ende« – das stand dort. Unter dieser reißerischen Headline auf der ersten Seite wurde ausgeführt: »Vom Mobbing in der Schule zermürbt, flüchten sie in den Selbstmord.« Der Verfasser des Artikels erwähnte einen Brief, den du hinterlassen haben solltest, einen Brief, in dem du die erlittenen Quälereien und Demütigungen genau beschrieben und diejenigen genannt habest, die sie dir zugefügt hätten.

Die Neuigkeit war ein Schock für uns, ließ uns erstarren. Wen beschuldigtest du? Was hatten sie dir angetan? Wer hatte diesen Brief entdeckt? Wie war er in die Hände eines Journalisten von *Le Parisien* gelangt?

Vergeblich versuchten dein Vater und ich, die Redaktion der Tageszeitung zu erreichen. Am Ende konnten wir lediglich der Journalistin, die den Artikel gezeichnet hatte, eine Nachricht hinterlassen. Sie hat sich nie bei uns gemeldet. Weder an diesem noch an einem der darauffolgenden Tage.

Aber mit einem Mal stand eine Erklärung für dein Handeln im Raum. Mir kam jetzt wieder ein Bild in den Sinn, das meine verzweifelten Bemühungen, dich ins Leben zurückzuholen, vorübergehend ausgelöscht hatten. Du hattest dein Handy an dem Hochbett festgebunden und aufgehängt. Die Musik spielte noch, das immer selbe Lied in einer Endlosschleife. Ein quälendes Bild, aber ich habe die Musik erst wirklich vernommen, als die Feuerwehreute mich von dir fortzogen. Erst da habe ich dieses verfluchte Handy erblickt. Es hing dort, am Ende des Kabels, und das Reggaestück lief immer noch. Du hast dir das Leben genommen, während die Musik spielte, aber vorher hattest du dein Handy zum Schweigen gebracht. Jenes Gerät, das alles ins Rollen gebracht hat, die Beleidigungen, das Mobbing. Eine echte Tatwaffe, die du auf symbolische Weise aus dem Weg geräumt hast.

Ja, mit einem Mal war so etwas wie eine Erklärung für dein Handeln greifbar. Und jetzt übermannte uns eine so schreckliche Wut, dass wir nach Luft ringen mussten. Man hatte dich so gequält, dass du dein Telefon aufgehängt und selbst den Tod gewählt hast. Es war eine abscheuliche, unerträgliche Vorstellung, genauso abscheulich wie die Vorstellung, dass die Erwachsenen der Jean-Monnet-Schule in Briis-sous-Forges, die für dich verantwortlich waren, nichts gesagt und nichts getan hatten, um dir diese qualvolle Zeit zu ersparen.

Dabei hatte ich ihnen doch anvertraut, dass du darüber ge-

klagt hattest, in dieser schwierigen Klasse nicht gut arbeiten zu können. Dreimal hatte ich um einen Termin mit dem Schuldirektor gebeten. Er wurde mir nie gewährt. Ich habe ihn mehrmals angerufen, um ihm mitzuteilen, dass wir einen Klassenwechsel anstrebten. Seine Antwort auf meine Bitten bestand in Schweigen, in Missachtung.

Deshalb, ja, an jenem Tag, nachdem ich den Artikel im *Parisien* gelesen hatte mit seiner Behauptung, du seist Opfer von Mobbing in der Schule geworden, spürte ich Hass auf diesen Schuldirektor in mir aufsteigen, dem dein Wohlergehen so wenig am Herzen lag. Ich spürte Hass in mir aufsteigen auf all jene in der Schule, die nicht in der Lage gewesen waren, dir zu helfen, uns anzuhören, deine Angst zu erkennen oder unsere Sorgen ernst zu nehmen, Hass auf all jene, die es sich in einer Vogel-Strauß-Politik des Wegschauens bequem gemacht hatten.

In meiner besinnungslosen Wut wählte ich die Nummer der Schule und teilte dem Direktor am Telefon knapp mit: »Ich bin die Mutter von Marion. Packen Sie die Sachen meiner Tochter zusammen, wir werden alles abholen. Ich will alles mitnehmen, jedes Blatt und jeden Gegenstand, der ihr gehört. Ich will, dass nichts mehr von Marion in Ihrer Schule bleibt, ich will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben.«

Unter Schock stehend, wollte ich jede Begegnung mit ihm vermeiden, denn ich rechnete damit, dass er sich in Entschuldigungen oder Beileidsbekundungen erginge, was ich nicht ertragen hätte. Tatsächlich aber wollte auch er nichts mit uns zu tun haben, das habe ich dann sehr schnell festgestellt. Verstanden habe ich es jedoch nicht. Bis heute verstehe ich es nicht.

3

Dein Brief an die Täter

»Auch wenn mein Herz jetzt nicht mehr schlägt.«

Als dein Vater in Begleitung einer Freundin an jenem Donnerstag, den 14. Februar in die Schule kam, um deine Sachen abzuholen, stand der gepackte Karton im Sekretariat bereit. Vor den Räumlichkeiten lauerten schon die Journalisten. Aus dem Augenwinkel sah dein Vater den Direktor. Sein Stellvertreter fragte deinen Vater, ob er genauere Kenntnisse habe, ob er den Brief gelesen habe und ob Namen genannt würden. Mit anderen Worten, er wollte erfahren, ob wir etwas wussten, und vergaß dabei, wenigstens jene Worte des Beistandes auszusprechen, die in einem solchen Augenblick angebracht sind. Etwas weiter entfernt sprach eine Frau vor einer Fernsehkamera, aber dein Vater schenkte ihr keine weitere Beachtung.

Nach der Lektüre des *Parisien* hatten wir noch am Morgen die Polizei angerufen, um die Sache mit dem Brief zu klären. Hattest du tatsächlich etwas niedergeschrieben, und hatte man uns tatsächlich nicht davon in Kenntnis gesetzt? Und noch schlimmer, sollten wir durch die Presse davon erfahren? Die Beamten hatten am Telefon peinlich berührt gestanden, dass es bedauernswerterweise eine undichte Stelle gegeben habe.

Am Nachmittag klingelte der Hauptkommissar bei uns an der Tür und entschuldigte sich dafür, dass wir durch die Presse von der Existenz deines Briefes erfahren hätten. Er beteuerte zugleich, dass er interne Nachforschungen angestrengt habe, um die undichte Stelle ausfindig zu machen, und überreichte uns den Umschlag, den du hinterlassen hattest. Dieser war an deine Schule adressiert, oben hattest du sorgfältig deine eigene Kennziffer vermerkt: 320.

In dem Umschlag befanden sich zwei Briefe. Hier der Text des ersten, der umso erbarmungsloser klingt, als er von einer schmerzlich sanften Traurigkeit beherrscht wird.

An die Klasse 8c und an alle anderen. Wenn ihr diesen Brief erhaltet, bin ich nicht mehr auf dieser Welt. Ich möchte mich für alles entschuldigen, womit ich jemandem wehgetan habe, was es auch gewesen sein mag. Ich weiß, dass ich nicht hätte sagen sollen, was ich gesagt habe, aber nun ist es geschehen. Ihr wart alle großartig, aber in dieser Geschichte seid ihr einfach viel zu weit gegangen. »Heuchlerin«, »Außenseiterin«, »Wir werden dich ficken«, »Loser«, »Schlampe«, »Zicke« ... Ja, ich habe es nicht geschafft, euch zu sagen, was ich alles auf dem Herzen habe, aber jetzt sage ich es, auch wenn mein Herz nicht mehr schlägt ... Mein Leben ist ins Schleudern geraten, und niemand hat das verstanden. Wenn einen die besten Freunde beleidigen, nicht mehr beachten, nicht mehr leiden können ... Chloé [alle genannten Vornamen der Mitschüler wurden geändert. A.d.V.], es tut mir so unendlich leid, ich habe dich niemals als eine Lücken-

büßerin benutzt, du warst für mich wie eine Schwester. Ich liebe dich, Chloé, auch wenn das heute nicht auf Gegenseitigkeit beruht.

Hier hast du zwei kleine Herzchen gemalt, daneben ein drittes, das durchgestrichen ist, und außerdem ein unglückliches Smiley. Dann schreibst du weiter:

Damien, du bist großartig, aber du hast mir nicht beigestanden und mir nicht geholfen, als es nötig war. Und du hast alles noch schlimmer gemacht, das musst du wissen. Julia, ich dachte, du wärst meine Freundin, aber du hast alles getan, damit Chloé mich im Stich lässt, und du warst sehr gemein zu mir. Wenn ich tot bin, so ist das ein Stück weit auch deine Schuld. Maylis, du bist echt nett, aber hör doch bitte auf, mich mitten im Unterricht als ›Miststück‹ zu beschimpfen. P.S. Ich möchte allen wunderbaren Menschen danken, die mich für das geliebt haben, was ich bin, und nicht für das, was ich nicht bin: Dylan, Lola, Paul, Maxime, Inès, Morgane, Yanis, Benny, Matilda, Léa ... und auch eine Person, die ich über alles geliebt habe, alias Kiwi und Toutoune [hier sind erneut zwei Herzen zu sehen]. Die Person wird sich erkennen. CIAO ... Marion ist von euch gegangen, aber sie vergisst euch nicht (tut mir leid wegen der Tränen auf dem Blatt) ...

Unten auf dem Brief hast du das Gesicht eines Mädchens gezeichnet, das dir ähnelt. Es soll wohl dein Gesicht sein, mit geschlossenem Mund, einem Pony, ordentlich fallendem Haar

und zwei großen runden Augen voller Hoffnung, Ratlosigkeit – oder Entsetzen.

Mir wollte das Herz zerspringen, als ich deine Worte las. »Ich habe es nicht geschafft, euch zu sagen, was ich alles auf dem Herzen habe, aber jetzt sage ich es, auch wenn mein Herz nicht mehr schlägt.« Meine liebste Marion, ich war in Tränen aufgelöst.

Der zweite Brief in dem an die Schule adressierten Umschlag war nicht weniger schrecklich. Er war überschrieben mit den Worten »*Meine schönsten Erinnerungen an euch*«, und darunter stand nichts. Kein einziges Wort, die Seite war leer.

Erneut haderte ich mit dir und deiner Tat. Du hast dir das Leben genommen wegen dieser Idioten, wegen einer Göre, die dich nicht mochte, die dich als »Schlampe«, als »Zicke« beschimpft hat oder sogar als »Loser«, was mich einfach nur wütend macht. Das ist doch alles so absurd, Marion! Und dann bittest du auch noch um Entschuldigung. Entschuldigung wofür, mein Liebling? Du bittest um Entschuldigung, ausgerechnet du, ein so nettes Mädchen.

»... tut mir leid wegen der Tränen auf dem Blatt«, schreibst du am Schluss. Noch heute, viele Monate später, kann ich es nicht fassen und beginne zu zittern, wenn ich an diesen Satz denke.

Wir haben deinen Brief zweimal, dreimal, immer wieder gelesen. Sein Inhalt vermischte sich mit der Geschichte der beiden Mitteilungshefte, den bruchstückhaften Informationen, die ich im Internet fand, und den kleinen Andeutungen, die verschiedene Leute mir gegenüber gemacht hatten. Wir mussten die Beerdigung vorbereiten. Und bei allem waren uns nun die Medien auf den Fersen.

Ich war überfordert, verwirrt und fassungslos. Gleichzeitig musste ich mich um so vieles kümmern, dass ich nicht wirklich begriff, was geschehen war. Aber sehr schnell war mir klar, dass deine Geschichte sich aus verschiedenen Puzzleteilen zusammensetzte. Ich musste nach ihnen suchen, und ich musste sie finden.

Im Dezember hatte es also begonnen, dass Marions Leben ins Schleudern geraten ist. Ich dachte erneut an die 3000 SMS, die wir auf der Telefonrechnung allein für den Monat Januar entdeckt hatten. 3000 SMS! Klar, auch wir beide kommunizierten mehrmals am Tag per Telefon miteinander, aber das fiel doch nicht ins Gewicht! Wie viele dieser 3000 SMS hattest du geschrieben, um Kritik, Beleidigungen und Verleumdungen abzuwehren? Mir fiel wieder ein, dass ich in der Tat seit einiger Zeit Schwierigkeiten gehabt hatte, dich auf deinem Handy zu erreichen. Mir fiel wieder jener Abend im Februar ein, es war der 4. Februar, als ich wie gewöhnlich um 18.45 Uhr nach Hause kam, nachdem ich Clarisse in der Schule und Baptiste bei seiner Tagesmutter abgeholt hatte. Anders als sonst bist du nicht aus deinem Zimmer heruntergekommen, als ich das Haus betrat. Ich habe dich mehrmals gerufen, bevor du dich blicken ließest. Mit verstörter Miene tauchtest du auf, deine Hände umklammerten seltsam verkrampft das Handy.

Ich forderte dich auf, es mir zu geben und mir deine PIN zu nennen. Man hatte dir Nachrichten geschickt, die ich als pornographisch bezeichnen würde. Andere Botschaften enthielten rätselhafte Andeutungen zu blauen Flecken, Medikamenten und Streitereien. Pornos? Eine ganz besonders widerliche SMS lautete: »Schick mir ein Foto von dir, damit ich mir einen runterholen kann.« Du hast mir gesagt, dass sie von deinem

Freund Romain stamme. Später habe ich allerdings erfahren, dass ein anderer Schüler sie geschrieben hat. »Reg dich nicht auf, Mama, das schreibt man schon mal so!« Deine Worte erbosten mich erst recht: »Was soll das denn heißen – das schreibt man schon mal so! Es ist doch wohl klar, dass diese Worte etwas Herabsetzendes haben.« Die Mutter eines dreizehn Jahre alten Mädchens kann solche Dinge nicht hinnehmen, ohne sich darüber aufzuregen, verstehst du das? Am Abend habe ich mir noch einmal dein Telefon stibitzt, diesmal aber nur sehr liebe Nachrichten von Romain gefunden: »Ich liebe dich, du fehlst mir.« Und deine Antwort lautete ebenso: »Ich liebe dich auch, mein Schatz, nur noch acht Stunden, dann sehen wir uns schon wieder ...« Da habe ich mich beruhigt.

In unserem grenzenlosen Schmerz wurden wir immer wieder von solchen Erinnerungen und Fragen heimgesucht, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. So sah unsere Verfassung aus, als wir am Abend des 14. Februar einen Anruf erhielten, der uns davon in Kenntnis setzte, dass die zuständige Fachleiterin dem Fernsehen ein Interview gegeben habe. Wir haben es uns im Internet angesehen. Dein Vater hat die Frau wiedererkannt. Er stellte erstaunt fest: »Oh, das ist diese Frau, die mit den Journalisten gesprochen hat, als ich die Sachen von Marion abgeholt habe.« Vor den Kameras erklärte sie unter anderem, dass du manchen Mitschülern aus deiner Klasse gewissermaßen als »Opfer« gedient habest: »Es gab Kinder, die nicht gerade freundlich zu ihr waren, die auch schon einmal verletzende Worte benutzt haben. So viel kann ich im Augenblick dazu sagen. Ich denke, dass wir bald mehr wissen werden.«

Nicht eine Sekunde lang war ihr offenbar der Gedanke gekommen, dass sie deinen Vater in der Schule begrüßen und

ihm ihr Beileid aussprechen könnte. Noch weniger kam ihr der Gedanke, uns darüber zu informieren, dass sie vor den Fernsehkameras über dich sprechen würde, und auch um unsere Einwilligung dazu hatte sie nicht gebeten. Sogar deinen Vornamen nannte sie ohne unsere Erlaubnis.

Am folgenden Morgen, Freitag, den 15. Februar, begaben wir, dein Vater und ich, uns auf die Polizeiwache, denn man hatte uns einbestellt. Ich fragte zitternd: »Sind Sie sicher, dass sie nicht vergewaltigt wurde?« Der Gedanke, dass man dich geschlagen haben könnte oder dass du Opfer physischer Gewalt geworden sein könntest, quälte mich zutiefst. Dabei warst du doch schon tot. Etwas Schlimmeres konnte es nicht mehr geben.

Die Polizeibeamten haben uns getrennt voneinander ausführlich befragt. Wer wir seien. Wie es dir gegangen sei. Wie unser Verhältnis zueinander gewesen sei. Grundlegende Fragen zu unseren Persönlichkeiten. Wir standen so unter Schock, dass ich viele dieser Fragen vergessen habe. Schließlich fragten sie – erst später begriffen wir, warum – sowohl mich als auch deinen Vater, ob du einen Facebook-Account hättest. »Nein, soweit ich weiß, nicht«, habe ich geantwortet.

Nach der Befragung wollten die Beamten wissen, ob wir Anzeige erstatten würden. Wir bejahten diese Frage. Wir erstatten Anzeige gegen die in dem Brief genannten Schüler, gegen die Schule und gegen all jene, von denen sich im Lauf der Untersuchung zeigen würde, dass sie mehr oder weniger für den Tod von Marion verantwortlich waren.

Wieder zu Hause besprachen dein Vater und ich diese Punkte ausführlich. Wir stellten uns nun auch die Frage, was wäre, wenn du doch einen Facebook-Account hättest. Als du

in der siebten Klasse warst, hattest du mich um die Erlaubnis gebeten, einen eröffnen zu dürfen. Ich hatte es verboten, nicht mit zwölf Jahren. Eineinhalb Monate vor deinem Tod bist du noch einmal mit allem Nachdruck auf das Thema zu sprechen gekommen: »Ich habe keinen Facebook-Account, dabei hat jeder einen. Alle sind dort unterwegs, nur ich nicht.« Das hatte mich geärgert: »Warum willst du dort unterwegs sein?« Ich war gerade dabei, die Kleinen zu baden, es war ein langer Tag gewesen und schon neunzehn Uhr. Ich seufzte: »Also gut, hör zu, Marion. Wir lassen dieses Jahr jetzt erst einmal zu Ende gehen. Und wenn du dann in der neunten Klasse bist, sprechen wir noch einmal darüber. Mit vierzehn Jahren bekommst du auch einen Facebook-Account.«

Am Computer in deinem Zimmer hattest du keinen Internetzugang. Aber konnten wir sicher sein, dass du keinen Account eröffnet hattest? Letztlich wussten wir nichts darüber. Letztlich hätten wir dies auch schlicht nicht unterbinden können.

Jetzt drängte es mich, auf Facebook nachzusehen. Ich suchte dort nach deinem Namen, Marion Fraisse. Ich fand zwar gleichlautende Namen, aber nichts, was nach dir aussah.

In deiner Handtasche fand ich deinen Schulkalender, in dem du die Termine deiner Prüfungen aufgeschrieben hast. Auf der ersten Seite standen dein Name, dein Vorname, deine Telefonnummer und eine E-Mail-Adresse. Ich schaltete den Computer ein. Dann versuchte ich mich, mit mehreren Passwörtern, einzuloggen. Irgendwann fand ich das richtige. Als ich deinen »Briefkasten« öffnete, fand ich dort auch Nachrichten mit dem Wortlaut: »Sie haben Nachrichten auf Facebook.«

Und so gelangte ich auf deinen Facebook-Account, wo du

unter dem Pseudonym »Mayonfraisie« seit dem 7. Dezember unterwegs warst. Einen Monat, bevor du mich erneut um die Erlaubnis gebeten hattest, einen Account besitzen zu dürfen, hattest du also bereits einen eröffnet! Du musstest dich schuldig gefühlt haben, du wolltest unsere Erlaubnis, um dich wohl dabei zu fühlen.

Mir fiel sogleich auf, dass du mir und ebenso deinem Onkel, meinem Bruder, den Zugang zu deinem Account gesperrt hattest. Wir beide waren damals die Einzigen aus der Familie, die einen Facebook-Account besaßen.

Du hast uns den Zugang zu einem Account gesperrt, auf dem belanglose Nachrichten, aber auch fürchterliche Gemeinheiten eingingen. Zum Beispiel: »Du kriegst eins auf die Fresse.« Wie ist es dazu gekommen?

Ich habe in deinem Postfach die Satzketzen gelesen, die bei den eingehenden Nachrichten jeweils preisgegeben werden. Als ich jedoch die Nachrichten selbst anklickte, musste ich konstatieren, dass diese gelöscht worden waren. Ich war aufgewühlt. Wenn jemand das Bedürfnis verspürt hat, seine Worte am Tag nach deinem Tod zu löschen, dann hatte er sich doch etwas vorzuwerfen, oder etwa nicht?

Ich begann zu grübeln. Es war nicht sonderlich schwer, die nicht zu Ende geführten Sätze zu vervollständigen. Auch wenn die Nachrichten selbst gelöscht waren – *diese Seite existiert nicht mehr* – lässt sich erahnen, dass eine mit beleidigenden Worten einsetzende Nachricht nicht mit Komplimenten enden wird. Oder sollte ich mich dabei täuschen? Man konnte die fehlenden Worte sehr gut ergänzen. Trotzdem schmerzt es, sie nicht genau zu wissen, es schmerzt, sie sich vorzustellen, es schmerzt, daran zu denken, was du empfunden haben magst, jedes Mal,

wenn dein Telefon vibrierte. Und wir konnten dir nicht helfen. Es schmerzt, als einzige Gewissheit die idiotischen Worte in diesem Nachrichtenverzeichnis zu haben.

Deshalb habe ich mich in eine detektivische Arbeit gestürzt, die mich Wochen, ja Monate beschäftigte. Monate, um herauszufinden, was ich von deinem Leben nicht gewusst habe, was dich dazu getrieben haben mochte, ihm ein Ende zu setzen.

Aber erst einmal habe ich die Polizeibeamten angerufen, um ihnen unsere neue Erkenntnis mitzuteilen: Anders als wir angenommen hatten, hast du einen Facebook-Account besessen. Etwa ab dem 7. Dezember – das war ungefähr der Zeitpunkt, an dem du dein Mitteilungsheft »verloren« hast. Ungefähr der Zeitpunkt, zu dem du dich in Romain verliebt hast.

Genau dieser, dein Liebster, schrieb mir nun am 15. Februar eine Nachricht. Was hat er getan, um dich zu schützen? Du nanntest seinen Namen nicht in der Liste deiner Peiniger, aber gehörte er nicht dazu? Ich haderte mit ihm ebenso wie mit all den anderen, weil es mir damals noch nicht gelang, die Informationen zu sortieren und die Verantwortlichkeiten richtig zuzuordnen.

Ich habe seine um 20.48 Uhr erhaltene SMS behalten: »Guten Abend, es tut mir leid, Sie zu stören. Ich möchte nur mein aufrichtiges Beileid aussprechen. Romain.« Ich habe zornig zurückgetextet: »Wer hat Ihnen meine Nummer gegeben?« »Ich habe sie von einer Person aus dem Dorf, die nicht genannt werden will.« »Nennen Sie mir ihren Namen, sonst strenge ich über die Polizei eine Untersuchung an, wer meine Nummer in Umlauf bringt. Ich erwarte umgehend eine Antwort.« »Es war Mathilde, sie wollte nur nett sein. Entschuldigung, Madame.«

»Du kannst mich mal, Marion ist tot!«, habe ich wutent-

brannt geschrieben. Jetzt war ich davon überzeugt, dass er Teil der ganzen Meute war. Und was war mit Mathilde, die du seit der Vorschule kanntest? Zählte sie ebenfalls zu der Gruppe, die du in deinem Brief genannt hast? Armer Romain, an jenem Tag habe ich ihn ungerecht behandelt.